

Peter Trummer

Hauskirchen – die Hoffnung der Zukunft¹

Mit dem Begriff der Hauskirchen wird der Befund charakterisiert, dass es in der frühen Kirche nichts anderes gegeben hat als die Versammlungen von Christ/inn/en innerhalb von Privathäusern. Erst im 3. Jahrhundert werden kirchliche Gemeinschaftseinrichtungen (etwa in den römischen Katakomben) sichtbar. Kirchen im heutigen Sinn und Verständnis, in entsprechender Anzahl und Ausmaßen gibt es erst seit der Konstantinischen Wende. Auch das dazugehörige Amtsverständnis entwickelte sich erst allmählich.

Dennoch darf auch über die neutestamentliche Zeit und ihre Texte nicht zu pauschal und vereinfachend gesprochen werden. Zu unterschiedliche Gesellschaften sind im römischen Weltreich zusammengewürfelt, und diese behalten weitgehend ihre Eigenorganisation, sozial, zivilrechtlich, kulturell, politisch. Selbst die Steuern werden anfänglich von privaten Firmen eingetrieben, und besonders der lukrative Fernhandel läuft noch ein Jahrhundert lang völlig in der Eigenregie der ostjordanischen Nabatäer (von denen übrigens auch Paulus einiges für seine Weltmission lernen konnte), ehe die Römer sie und ihr Geschäft ganz okkupierten.

Auf das Thema Haus bezogen bedeutet dies: Ein stadtrömisches Haus ist nicht gleich strukturiert wie ein landrömisches, und vor allem das griechische Haus gilt als mehr privat als das römische.² Letzteres, zumindest so wie wir es aus Pompeji und Herculaneum kennen, gilt grundsätzlich als betretbar: Vestibül, Atrium und Peristyl (ein von Säulen umgebener Hof) sind öffentlich einsichtig und zugänglich. Das belegt übrigens auch der Architekturhistoriker Vitruv (6,5 und 7). Erst die Küche und die Schlafräume sind Privatsphäre. Ein griechisches Haus hingegen ist mit der Fronttüre gegenüber der Öffentlichkeit abgeschlossen. Bereits dort beginnt das Private, das Eigene, wobei der Bereich der Frauen und Männer streng getrennt bleibt, was vom römischen Haus so nicht zu berichten ist.

Doch sind Überschneidungen infolge der großen Migration innerhalb des Römischen Reiches vorprogrammiert. So setzt Paulus in 1 Korinther 14,23f voraus, dass auch Nichteingeweihte und Ungläubige ohne weiteres in einen christlichen Gottesdienst eintreten können. (Und dies wird auch ein wichtiges Kriterium für das Verständnis heutiger Hauskirchen sein und bleiben). Auch sind die griechischen Städte der hellenistischen Zeit im Vergleich etwa mit Pompeji stärker „demokratisch“ konzipiert, und das ist auch das Fortschrittliche an der streng „hippodamischen“, rechtwinkligen Stadtplanung, die möglichst auf gleicher Ebene ansetzt und sich nicht nach einer Akropolis und einer hierarchisch aristokratischen Ordnung ausrichtet. (Das wird uns bei der Interpretation der Apokalypse nochmals beschäftigen müssen). Andererseits hat eine römische Stadt wie Pompeji den Vorteil, dass Arm und Reich direkt nebeneinander wohnen (wie etwa auch die klassische Wiener Stadtplanung bewusst das Ineinander von Villen und Gemeindebauwohnungen forcierte und so Freundschaften stiftete zwischen Kindern aus einfachen und „besseren“ Verhältnissen). So haben wir in Pompeji höchst unterschiedliche Hausgrößen unmittelbar nebeneinander vor uns, mit großen Konsequenzen, auf die ebenfalls noch zurückzukommen ist.

Der grundlegende Unterschied zwischen einem antiken und modernen Haus besteht jedoch darin, dass erst die industrielle Gesellschaft die Trennung von Wohnen und Erwerbsleben eingeführt hat. Vorher spielt sich fast alles (einmal von Fernhandel, hoher Politik und Militär abgesehen) im Hause ab, bzw. im Sommer in den Mittelmeerländern auch davor. Und das bedeutet unter anderem, dass vor allem die Väter mehr zu Hause waren als heute üblich und

¹ Nachschrift zum Eröffnungsreferat beim Seminar mit dem Kirchenvolksbegehren am 10. November 2001 in Salzburg über mein Buch „... dass alle eins sind!“ Neue Zugänge zu Eucharistie und Abendmahl, Düsseldorf: Patmos 2001.

² Zum weiteren Hintergrund vgl. auch Carolyn Osiek/David L. Balch, Families in the New Testament World. Households and House Churches, Louisville 1997.

man deswegen in der alten Welt noch von keiner „vaterlosen“ Gesellschaft reden kann. Die Väter werden durch ihre Anwesenheit im Haus fast unvermeidlich auch von den Kindern mehr in Pflicht genommen, selbst wenn die Reichen sich gerne eine Amme leisten (vgl. die paulinische Replik in 1 Thess 2,7) bzw. die Erziehung aus der Hand geben, was allerdings als nicht gut für die Beziehung empfunden wird.

Eingebettet ist das römische Haus (auch dort, wo wir es archäologisch nicht so gut kennen wie in Pompeji) in das System des Patronats. Das heißt, zwischen der Familie im Kleinen und dem großen Staat gibt es noch ein fein verästeltes Netzwerk (auch Phöbe aus Röm 16,1f trägt übrigens den griechischen Titel einer Patronin, nämlich *prostátis*). Dieses funktioniert so: Je größer die eigene Klientel, umso größer ist der politische Einfluss, die Teilhabe an der Macht. Das kostete allerdings auch einiges. Denn wenn die Anhänger/innen/schaft täglich aufmarschierte, so wollte sie nicht nur einen warmen Händedruck, sondern Nahrung oder Geld. Man „arrangierte“ sich also wechselseitig. Denn man gehörte zur Gesellschaft nur in dem Maße, wie man einer Klientel zugehörte bzw. mit ihr und für sie agieren konnte. Außerhalb von ihr war man/frau ein ziemliches Nichts.

In der Praxis bedeutete das: Die römische Politikfähigkeit setzte beträchtliches eigenes Vermögen voraus. Daher stattete Augustus Senatoren, die er gerne als seine Vertrauensleute haben wollte, mit solchem aus, und schaffte sich so eine eigene Klientel, die ihm seine faktische Alleinherrschaft ermöglichte. Von allen Ehrungen liebte er übrigens den vom Senat verliehenen Titel „Vater des Vaterlandes“ am allermeisten. Und das ist jedenfalls ein Begriff, der aus der Familiensprache stammt und der ebenfalls christliche Geschichte schrieb (ganz entgegen der Jesustradition von Mt 23,9). Religiös war Augustus übrigens der *Pontifex maximus* (größter Brückenbauer). Auch dieser Titel erwies sich als langlebig.

Aber bleiben wir beim römischen Haus. Da ist zum Beispiel auffallend, dass auch die großen prächtigen Häuser in Pompeji dem Küchenbereich gar keine besondere Aufmerksamkeit schenken (obwohl andererseits luxuriöse Festmähler beschrieben werden, wie im Gastmahl des Trimalchio von Petronius), ja dass die kleinen Häuser überhaupt keine Küchen haben, sondern eigene so genannte *Thermopolien* auf der Straße heißes Essen und Getränke verkaufen. Auch das für die Intimität eines modernen Hauses so wesentliche Klosett fehlt in den antiken Häusern (und noch das Riesenschloss Versailles hatte faktisch keine sanitären Anlagen), also wird alle Notdurft am Topf oder auf der Straße verrichtet. Der Jerusalem-Belagerer und spätere Kaiser Vespasian hat dafür erstmals Geld kassiert und das anrühige: „Geld stinkt nicht“ (*pecunia non olet*) kreierte.

Dass die Antike im Gegensatz zu heutigen Kleinfamilien vorwiegend aus Großfamilien bestanden hätte, ist ein Gerücht, das sich in der Realität schon von den Voraussetzungen einer allgemein kurzen Lebenserwartung kaum besonders häufig ausgehen konnte. Andererseits zeigen die Grüße *aus dem Kaiserhaus* (Phil 4,22), dass es sich dabei nicht nur um die engere kaiserliche Familie im strengen Sinn handeln kann. Denn zum „Haus“ zählen auch die Sklav/inn/en und Freigelassenen, zum Kaiserhaus übrigens selbst die Prätorianergarde, deren Einheiten auch anderswo stationiert sein konnten als in Rom. Diese weitläufige Fassung des Haus- und Familienbegriffes beschränkte sich also nicht nur auf die leibliche Verwandtschaft, ließ aber dennoch sehr deutliche soziale Unterscheidungen und Abgrenzungen zu.

Doch noch einige Details mehr gehören betrachtet. Bekanntlich war die politische und soziale römische Landschaft gerade in neutestamentlicher Zeit sehr im Umbruch begriffen. Obwohl die engere römische Familie wohl seit eh und je auch ganz selbstverständlich zusammen gegessen hat, finden die formellen Essen als gesellschaftliches Ereignis eher getrennt statt. Zwar tafeln etwa ab dem 2. Jahrhundert vor Christus auch römische Männer zusammen mit Prostituierten (die Griechen sind da früher dran). Nur wenn die eigenen Frauen mit dabei sind, so sitzen diese auf Sofas daneben, weil das Liegen von Frauen bei Tisch zu problematische (erotische) Assoziationen (und mehr) geweckt hätte, und die römischen Männer die Sexualität ihrer Frauen selbst über den eigenen Tod hinaus für sich reklamieren und dieses Ideal auch in

Grabinschriften als (nur) „eines Frau“ (*univira*) vielfach preisen. Erst ab der Zeitenwende ist es hingegen auch in Rom durchaus selbstverständlich, dass Frauen ihre Männer zur Einladung begleiten. Und Sicherheit jedenfalls kann darüber bestehen, dass Mähler eine ganz wichtige, auch religiöse Funktion haben und das antike Haus ohne seine Hausgötter und –altäre wohl völlig undenkbar ist. Manchmal werden diese Mähler auch in Form eines *Eranos* abgehalten, wo alle etwas zum Essen mitbringen.

Bekanntlich ist das römische Haus patriarchalisch ausgerichtet. Das Familienoberhaupt hatte die väterliche Gewalt (*patria potestas*) und diese bedeutete ursprünglich und theoretisch wenigstens die volle Gewalt über Leben und Tod aller Angehörigen. Bei den Neugeborenen wurde sie auch später noch ausgeübt, bei den Sklav/inn/en bestand sie bis in das 2. nachchristliche Jahrhundert, bei Frauen und größeren Kinder war die Unantastbarkeit des Lebens schon längere Zeit gesichert. Die väterliche Gewalt bedeutete unter anderem, dass Kinder zu Lebzeiten des Vaters faktisch keinen Zugriff auf Vermögen hatten (darin liegt auch das Provokante im Gleichnis vom verlorenen Sohn, der schon vorzeitig an das väterliche Vermögen herankommen möchte). Überhaupt konnten zumindest Frauen in Griechenland und Rom in der Theorie Vermögen nur unter einer Vormundschaft (*tutela*) verwalten, hatten also einen „Herrn“ (*Kyrios* bzw. *Tutor*) über sich. Und so wurde auch das in die Ehe eingebrachte Vermögen in der Regel vom Mann verwaltet, es musste jedoch im Falle der Scheidung wieder an die Herkunftsfamilie zurückgestellt werden. Jedoch in der Kaiserzeit änderte sich diese Rechtslage bemerkenswert: Augustus verhalf Frauen nach drei Geburten (bei Freigelassenen waren es vier) zur eigenen Vermögensverwaltung (*ius trium liberorum*). Klaudius hob in den Vierzigerjahren auch diese Einschränkung auf. Somit verfügten faktisch *alle* römischen Bürgerinnen beim Tod ihres Vaters eigenständig über ihr Vermögen, und zwar so:

In der Kaiserzeit blieb die juridische Gewalt (*manus*) bei einer Eheschließung meist beim Vater und wurde nicht mehr vom Vater der Frau an den Ehemann übertragen. Beim Tod ihres Vaters war die Frau dann auf jeden Fall eigene Rechtsträgerin. Und das bedeutete, dass der Ehemann und angeheiratete *Paterfamilias* über alles und jedes Gewalt hatte, nur nicht über seine Ehefrau! Auch das wird uns bei den Hauskirchen nochmals beschäftigen.

Die patriarchalische Gesellschaftsordnung bedeutete also nicht von vornherein und absolut, dass Frauen immer nur das dienende, schmückende Beiwerk gewesen wären. Sie waren auch tagsüber, wo ihre Männer vielleicht in größeren politischen Geschäften unterwegs waren, das ganz selbstverständliche Zentrum des Hauses, wenn die Klientel ihre Aufwartungen machte.

Was die Größe und Organisation frühchristlicher Hauskirchen anlangt, so sind durch die baulichen Vorgegebenheiten eindeutige Grenzen gezogen. Für ein wirkliches Bankett in den eigentlich dafür vorgesehenen Gemächern mit drei Liegebänken (*Triclinien*) war der Platz ziemlich eingeschränkt. Der war nur für wenige Auserwählte reserviert. Natürlich gab es auch Häuser von ganz Reichen, die theoretisch gerechnet vielleicht 500 Stehplätze bieten konnten, (obwohl es dann schon ziemlich ungemütlich sein musste, wenn zwei Menschen pro Quadratmeter gerechnet werden). Aber in der Regel wird sich die Größe der Hauskirchen auf maximal 50 Personen beschränkt haben. Zumindest entspricht die früheste und am besten erhaltene Hauskirche von Dura Europos am östlichsten Rand des Reiches um die Mitte des 3. Jahrhunderts dieser Größenordnung. Der dafür adaptierte Kirchenraum fasst vielleicht 60 Menschen.

Perspektivenwechsel

Es gibt sehr kritische Sätze gegen Ehe und Familie im Neuen Testament, was wohl auch etwas mit dem ausdrücklichen Ehezwang zu tun hat, den sowohl das Judentum als auch Rom moralisch bzw. juridisch auszuüben suchten. So verpflichteten die augusteischen Gesetze (*lex Julia de maritandis ordinibus* vom Jahr 18 vor Christus und *lex Pappia Poppaea* vom Jahr 9 nach Christus) förmlich auf Ehe und Kinder, widrigenfalls ging das Vermögen an Verwandte

mit Kindern. Diese staatlichen Initiativen für mehr Kinder waren jedoch nicht unbedingt beziehungsfördernd. Dazu kamen bei Jesus noch eindeutige Schwierigkeiten mit seiner Herkunftsfamilie (Mk 3,21), aber er zieht sich nicht einfach auf Dauer in die Wüste zurück, sondern sucht neue Freunde und eine Familie, vor allem mit Andreas und Petrus.

Das ist allerdings eine ganz andere Art von Haus, als die, von der bisher die Rede war. Nichts spricht für einen besonderen Reichtum, obwohl die Fischerei an sich ein sehr einträgliches Geschäft und getrockneter Fisch aus dem See Gennesaret (aus Magdala) sogar in Rom gefragt war. Aber das eigentliche Geld machten wohl die Geldgeber der Schiffe, nicht die Lohnarbeiter. Ihre Häuser sind mit Stroh und Lehm gedeckt, so dass es leicht war, ein solches Dach aufzugraben oder in ein Haus einzubrechen (z.B. Mt 6,19f; Mk 2,4). Sehr einladend ist diese Wohnform nicht, zumindest von heutigen klimatischen Gegebenheiten aus gesehen: Gut 40 Grad im Sommer im Schatten. Doch war das Klima zur Zeit Jesu, wie wir seit kurzem wissen, milder als heute. Schon sehr früh (im 1./2. Jahrhundert) wurde ein solches Haus verputzt, mit Symbolen und Inschriften versehen und im 5. Jahrhundert eine achteckige Kirche darüber gebaut: „Das Haus des Petrus“. Wahrscheinlich war es das Haus der Schwiegermutter des Petrus.³

Und noch etwas ist gerade in diesem Milieu bemerkenswert: Mendel Nun, ein litauischer Jude, – er war übrigens der erste, der das 1986 gefundene Boot von Nof Ginossar aus dem 1. Jahrhundert begutachtete – hat über 50 Jahre Fischerei am See Gennesaret betrieben und dabei die antiken Fangmethoden studiert.⁴ Dieses Gewerbe war nur im Team möglich, denn ein Schleppnetz (*Cherem*) musste von bis zu 16 Mann gezogen werden, die Spannetze von je 100 Fuß wurden mindestens zu fünf zusammengebunden, wobei der Vorgang 10-15mal wiederholt wurde (das sind übrigens auch die einzigen, die am Morgen gewaschen und zum Trocknen aufgehängt wurden). Und was noch dazu kommt: Die Fischerei wurde nur in der Dunkelheit ausgeübt, was dem Christentum auch eine gewisse Vorliebe für Gottesdienste in der Nacht in die Wiege gelegt haben mag. Jedenfalls hat Jesus bei der Wahl seiner Freunde sehr wohl auf die Teamfähigkeit seiner Truppe geachtet. Denn einzig das Wurfnetz konnte von einem einzigen Fischer im seichten Wasser bedient werden, aber dementsprechend mager war die Ausbeute.

Hoffnung der Zukunft

Im Folgenden ist näher zu begründen, wieso gerade die Hauskirchen als Hoffnungsträger für die kirchliche Zukunft zu sehen sind. Das ist nicht selbstverständlich, wo doch die kleine Größe Familie heute selbst so gefährdet ist. Aber von den Großsystemen der Kirchen sind noch weniger innovative Impulse zu erwarten. Die sind meist zu sehr mit der eigenen Selbsterhaltung beschäftigt, verwechseln ihre eigene strukturelle Unbeweglichkeit mit einem vermeintlich unveränderlichen „göttlichen Recht“, auch wenn dieses eindeutig mit allen geschichtlichen Zufällen so geworden ist, wie es ist.

Doch ist unser eigenes Leben zu wichtig und wertvoll, als dass wir es mit Strukturkämpfen vergeuden könnten und dürften. Also können wir uns auch und gerade als Christ/inn/en nicht länger von oben bevormunden lassen, uns zum geduldigen Warten und Nichtstun verleiten und verhalten lassen, sondern sind selbst in Fragen des Glaubens und christlichen Lebens kompetent, auch wenn die traditionelle Theologie, die mit Ausnahme der Alten Kirche viel zu lange nur von Klerikern gemacht wurde, es so nicht sehen konnte und wollte. Denn in einem antik-mittelalterlichen Lehrgebäude hatte alles von oben nach unten zu fließen. Doch funktioniert das Leben heute so nicht mehr, selbst wenn uns die augenblickliche Politik in Staat und Universität glauben machen möchte, dass wir nach den demokratischen Spielversuchen der Siebzigerjahre reumütigst zur „Effizienz“ durch neue (sprachlich sehr verschleierte: z.B.

³ Vgl. Barbara Mörtl, Kafarnum bzw. Capernaum, Kapernaum, in: P.T./Josef Pichler (Hg.), Heiliges Land – beiderseits des Jordan. Ein biblischer Reisebegleiter, Innsbruck 1998, 174-177, 176.

⁴ Vgl. P.T./Josef Pichler ebd. 59f.

Schlagwort Mobilität) Sklavengesellschaften, die letztlich nur auf Abhängigkeit und (einseitiger) Drohung passieren, zurückkehren müssten. Die Herzen der Menschen jedoch, ihre Eigenverantwortung und Leistungsvermögen funktionieren nicht nach äußerem Zwang. Auch nicht der Glaube, die Liebe, die Beziehungen, alles Wesentliche also, was wir zum Leben brauchen – auch und gerade im Angesicht Gottes! Deswegen haben wir unsere eigene Spiritualität viel mehr wahrzunehmen und auszubilden. Wir dürfen und können sie nicht mehr bequem auf eigens beamtete Personen abschieben, selbst dort, wo diese noch einigermaßen bedarfsdeckend vorhanden scheinen. Wir haben – bei aller Notwendigkeit gerade der Gemeinschaft und Einheit *aller* Glaubenden – das eigentlich „Priesterliche“ unseres jeweiligen Christ-Seins selbst in die Hand nehmen. Dies ist schon aus dem einfachen Umstand heraus notwendig, dass wir im eigenen Tod absolut allein und ohne professionelle Vermittlung vor unserem Schöpfer stehen und von Angesicht zu Angesicht ihn und uns erkennen. Also sollten wir uns dem Heiligen schon jetzt mit mehr Vertrauen und Zuversicht annähern. Die Funktion eines dennoch immer notwendigen kirchlichen Amtes liegt da ganz wo anders. Dort haben sich allerdings viel mehr Funktionen und Aspekte angesammelt als wirklich gut ist. Darunter haben alle zu leiden, nicht nur die Priester, sondern auch die Gemeinden.

In der Frühzeit der Kirche und in den neutestamentlichen Hauskirchen gab es kein Priestertum im heutigen Sinn. Wenn jemand die Eucharistie, die Danksagung im Sinne Jesu gesprochen hat, dann waren dies die Gastgeber/innen eines solchen christlichen Mahles. Alles andere hätte jeder antiken Sitte widersprochen, sowohl im Judentum als auch in der hellenistisch-römischen Welt. Für das Wort Priester im religionsgeschichtlichen technischen Sinn hat das Neue Testament keine Verwendung. Ein Heiligtum im Sinne eines Tempels gibt es nach dem Jahr 70 für das Judentum nicht mehr, und auch das neue Jerusalem hat nach dem Konzept der Offenbarung des Johannes keinen Tempel, sondern ist als Ganzes kubisch, das heißt als Allerheiligstes angelegt (Offb 21,16.22). Die ganze Gemeinde wird in ihrer priesterlichen Funktion angesprochen, und das dreimal, damit es nicht überhört wird (Offb 1,6; 5,10; 20,6). Und andererseits sind gerade bei den auch im Neuen Testament genannten Ämtern der Episkop/inn/en, Diakon/inn/en und Presbyter/inne/n keine liturgischen Funktionen erkennbar, besonders in den Pastoralbriefen, auf die ebenfalls noch zurückzukommen ist.

Wenn wir im Unterschied zu den traditionellen Definitionen in Bezug auf Eucharistie und Amt auf die neutestamentlichen Quellen selbst schauen, kommen ganz andere Bilder zum Tragen: Da wird nirgendwo eine heilige Opferspeise gegessen, sondern da ist Jesus der Gastgeber bzw. der Mitessende. Zum Beispiel im siebten Sendschreiben der Offenbarung an die Gemeinde von Laodizea: *Siehe ich stehe an der Tür und klopfe an ... und ich werde Mahl halten mit ihm/ihr und er/sie mit mir* (Offb 3,20). Oder beim Frühstück am See (Joh 21), wo Jesus selbst liebevoll das Essen wärmt. Auch die Emmausszene bei Lukas und die folgende Begegnung mit dem Auferstandenen beschreibt ihn als Mitessenden (Lk 24).

Von einem solchen Eucharistieverständnis her konnte und kann es auch nie die Frage sein, dass es einer eigenen Ordination bedarf, um sie legitim feiern zu können. Denn es geht dabei nicht um eine „Wandlungsgewalt“ über die Objekte von Brot und Wein – das käme ziemlich nahe an Magie heran –, sondern es geht um eine Verwandlung der dankbar feiernden *Menschen*, oder noch besser um eine Wandlung ihres *Tuns*. (Dieser Aspekt war selbst für manche Teilnehmer/innen am Seminar nicht leicht zu verkraften, wie nachfolgende Reaktionen zeigten). Die abendländisch-mittelalterliche „Materie“ eines Sakramentes kann jedoch nicht bloß ein „Material“ sein, sondern es geht um ein Tun, eine gemeinsame Handlung, und das heißt um einen segensvollen Umgang miteinander, damit wir „ein Leib“, „Leib Christi“ werden, untereinander und mit der ganzen Schöpfung. Das meint Eucharistie im Allgemeinen und im Besonderen, weil Jesus seine Mahlgemeinschaften im Namen seines gütigen Gottes über alle menschlichen Grenzen hinweg praktiziert hat. Das ist von Menschen gar nicht so leicht und selbstverständlich zu verwirklichen, ja erfährt auch innerhalb der christlichen Kirchen und Gemeinschaften immer wieder die Tendenzen zur Abgrenzung und

Vereinnahmung. Und deswegen braucht es auch immer so etwas wie ein kirchliches Amt, und zwar in dem Sinne, dass wenigstens einzelne entschieden dafür einstehen, die jesuanische Offenheit und seinen Willen hinsichtlich der Einheit aller Glaubenden gerade im zentralen kirchlichen Tun der Eucharistie nicht zu vernachlässigen.

Dass die Sache von vielen dennoch sehr viel anders empfunden wird und gerne über das kirchliche Lehramt als einzige und allgemein verbindliche Version suggeriert werden möchte, hängt mit ganz anderen Faktoren zusammen als mit den jesuanischen Ursprüngen und den sie bezeugenden biblischen Quellen. Das heißt nun nicht, dass die Bibel in allem und jedem rückläufig festzuschreiben wäre. Sie braucht sehr wohl für spätere und andere Adressat/inn/en jeweils auch so etwas wie eine Inkulturation und Adaptierung, ja kreative Neuschöpfung. Dennoch bleibt ihr historisch und philologisch immer besser zu ergründende ursprüngliche Sinnzusammenhang nach der offiziellen kirchlichen Position ausdrücklich der verbindliche Ausgangspunkt jeder späteren Interpretation. Das bedeutet, dass auch hinsichtlich der Bewertung aller nachbiblischen Traditionen immer eine Unterscheidung der Geister notwendig ist. Und keinesfalls darf die Tradition zu irgendeinem Zeitpunkt ihrer Geschichte jemals als unveränderlich eingefroren werden. Dann wäre sie längst tot. (Das gilt übrigens auch für die Dogmen).

Dass auch Ideen aus anderen Zeiten und Kulturen die biblische Botschaft bereichern und interpretieren können und müssen, ist also überhaupt keine Frage. Aber nicht alles Hinzugefügte kann auch schon als authentisch christlich gelten. So brachte der (entgegen dem Rat von 1 Tim 3,6) bald nach seiner Bekehrung Bischof gewordene Cyprian von Karthago in Nordafrika Mitte des 3. Jahrhunderts einen ganz neuen Sprachgebrauch ein. Er redete in Anlehnung an den (auf ein Jahr gewählten) Hohenpriester (*sacerdos provinciae*) aus dem römischen Staatskult von sich erstmals als dem *Sacerdos* (womit er sich als *Bischof*, und nicht die Presbyter/Priester meinte). Die Eucharistie war das ihm vorbehaltene Sacrificium, das heißt, er verstand sie entsprechend den alten religionsgeschichtlichen, destruktiven, tötenden Opferideen, die gerade in seiner punischen Heimat besonders lange nachwirkten und von den Römern nur mit größter Grausamkeit und Härte zu unterdrücken waren. Dass er dabei das christliche Gottesbild in völlig problematische Bahnen lenken sollte, war ihm vielleicht noch gar nicht so bewusst, aber er eröffnet den späteren germanischen Deutungen einer strafenden Genugtuung (*Satisfaktion*) die ersten erschreckenden Möglichkeiten. Christlich möchte ich sie bei aller Toleranz dennoch nicht mehr nennen.

Auch die römische Gemeinde geht entgegen dem ursprünglich egalitären christlichen Prinzip, das über den Gottesdienst das ganze Leben prägte, schon relativ früh auf eine Zwei-Stände-Kirche zu, in der das Segnen (*benedicere*) nur mehr einer bestimmten Gruppe vorzubehalten ist, während in der frühchristlichen Zeit die Eucharistie als die eigentliche Danksagung immer von den Gastgeber/inne/n selbst gesprochen wurde.

Der römische Staat war übrigens gar kein so großer Gegner des Christentums, wie es eine spätere christliche Geschichtsschreibung gerne glauben machen wollte, sondern hatte auch seine eindeutigen Stärken und organisatorischen Erfolge, an welche die christliche Kirche gerne anzuknüpfen suchte, sogar noch während der Verfolgungszeit. So gebärdete sich Paul von Samosata als Bischof des syrischen Antiochien erstmals nach römischer Beamtenmanier und installierte für sich in der Kirche einen „hohen Thron“. Doch die Gemeinde erzwingt mit zwei Synoden (264 und 268) seine Exkommunikation und letztlich sogar mit Hilfe des heidnischen Kaisers Aurelian seine Absetzung (272), weil sie sich einen solchen Stil nicht bieten lassen möchte. (Dass der Gute in der Polemik wahrscheinlich einiges mehr abbekommen hat, als ihm wirklich zustand, ist eine andere Sache).

Dennoch verbindet sich mit der Konstantinischen Wende das Schand- und Spottkreuz Jesu zunehmend mit den imperialen Insignien und sucht umgekehrt auch der römische Bischof jenes Vakuum aufzufüllen, welches durch die dauernde Abwesenheit der Kaiser von der alten Hauptstadt entstanden war. Dass er dabei auch seinen zuerst brüderlichen Ton im Umgang mit

den anderen Kirchen allmählich und nach einer ersten längeren Schreckenspause auf Dauer mit herrscherlichen Attitüden vertauscht, ist eine fast unvermeidliche Folge. Aber auch die anderen mittelalterlichen Bischöfe tun es ihm gleich und sind gerne „Fürstbischöfe“, solange es nur irgendwie geht (der erste Bischof, den ich erlebte, war noch ganz offiziell ein solcher). Dass all diese Entwicklungen dem ursprünglichen Eucharistieverständnis als dankbares Brotbrechen *in den Häusern* (Apg 2,46) nicht immer förderlich waren, ja der spätere christliche Gottesdienst von dort möglichst verdrängt werden sollte, versteht sich. Dass aber das so entwickelte Kirchenbild und vor allem die allein auf dieses Amtsverständnis beschränkte Eucharistie nicht mehr ausreichend und zufriedenstellend funktionieren, ist eine Tatsache, die ebenfalls nicht mehr geleugnet werden kann.

Pastorale Kirche

Unter diesem Titel möchte ich nochmals die Hoffnung auf eine kirchliche Zukunft ansprechen. Sie wird eine pastorale Kirche sein, oder sie wird nicht mehr sein, denn als rein juristische Institution wird sie so nicht mehr überleben.

Für die biblische Betrachtung dieses Aspekts wähle ich die Pastoralbriefe des Neuen Testaments, womit die beiden Timotheusbriefe und der Titusbrief gemeint sind. Auch die Pastoralbriefe entstanden in einer schwierigen Zeit, und so gesehen ist es wahrscheinlich überhaupt eine ziemliche Illusion, jemals von einem goldenen Zeitalter oder einer unangefochtenen christlichen Generation träumen zu wollen.

Die Pastoralbriefe setzen sehr auf das Amt, aber es ist nicht das kirchliche Amt im heutigen Sinn, sondern es ist eine Funktion, die immer noch ganz und gar am Haus gemessen wird. Die eingeforderte Frömmigkeit bzw. Gottesfurcht (*eusebeia*), also das, was wir heute vielleicht mit Spiritualität bezeichnen würden, wird dort vor allem an der Erfüllung der sozialen Pflichten gemessen. Ich möchte diesen Gedankengang einzig am Beispiel von 1 Timotheus 5,4 belegen. Dort übersetzt die Einheitsübersetzung so: „Hat eine Witwe aber Kinder oder Enkel, dann sollen diese lernen, zuerst ihren Angehörigen Ehrfurcht zu erweisen ...“, der Text aber spricht davon, *sie sollen lernen, in Bezug auf das eigene Haus fromm (!) zu sein (Frömmigkeit zu üben)*... Ähnlich wird auch von den übrigen Amtsträger/inne/n erwartet, dass sie für das eigene Haus gut vorsorgen/vorstehen (1 Tim 3,4), ganz selbstverständlich verheiratet sind, gläubige Kinder haben. Auch die anderen geforderten Tugenden, auf die hier nicht näher einzugehen ist, sind eigentlich für alle Christ/inn/en selbstverständlich. Und das einzige, was innerhalb dieser Tugendlehre als spezifisch christlich anzusprechen wäre, ist ihre Ablehnung der Neugetauften für das Amt (1 Tim 3,6). Doch gerade dies ist bei Cyprian der Fall gewesen. Vielleicht doch sehr zum Nachteil der Sache.

Von den Pastoralbriefen her gesehen war es keine besonders gute Entwicklung, dass alles, was sich innerhalb der Kirche als amtlich installiert hat, sich von der Realität des Lebens so sehr abgekoppelt hat. Für die Pastoralbriefe jedenfalls ist viel eher die Ehe notwendige Voraussetzung für das Amt, nicht der Zölibat. Wenn einzig die Kinder die Hoffnungsträger für eine Zukunft der Welt sind, dann sind sie es auch in Sachen des Glaubens und der Kirchen. Doch wissen gerade unsere heutigen Amtsträger viel zu wenig von deren Realität. Sie wissen nicht, was es bedeutet, für Kinder voll und ganz Sorge zu tragen, aber wie sollen sie es dann für die Kirche tun? Das kann nur ein sehr abstraktes Gebilde von Fürsorge werden. Und dabei liegen gerade die Kinder Jesus so am Herzen. Also muss bei ihnen auch die kirchliche Realität im Sinne Jesu beginnen: *Wer immer ein (!) solches Kind auf meinen Namen hin aufnimmt, nimmt mich auf*, sagt die „Hausordnung Gottes“ (Wolfgang Trilling) in Matthäus 18,5. Das ist wirkliche Realpräsenz in Person, nicht in einer Sache. Und alles andere als leicht, gerade für die Frauen, die an Kindern immer mehr zu tragen haben als die Männer. Da bieten sich viele andere Dinge zu einer besseren Selbstverwirklichung an, während frau mit Heiraten und Kinderkriegen viel zu rasch in Teufels Küche kommt und nur selten noch herausfindet. Und doch sagen die

Pastoralbriefe an einer bestimmt nicht gerade glücklich formulierten Stelle, dass dies sogar so etwas wie ein Weg des *Heiles* bzw. der *Rettung* ist, wenn eine Frau Kinder zeugt bzw. gebiert (1 Tim 2,15). Jedenfalls sehen die Pastoralbriefe überhaupt keinen Grund, das Heiraten zu verbieten wie ihre Gegner (1 Tim 4,3).

Wenn ich also für Hauskirchen als Hoffnung der Zukunft plädiere, dann erscheinen dort aus meiner Sicht vor allem die Kinder als die wichtigsten theologischen Hoffnungsträger. Wo der/die Andere, die oder der Fremde, die Randgruppen und -existenzen in Form der jesuanischen Mahlgemeinschaft aufgenommen werden, da ist der Geist Jesu am Werk, dort wird christliches Heil erfahrbar, passiert sakramentale Gnade, mit und ohne besondere kirchliche Erlaubnis.

Nachschrift

Es ist bald ein Jahr her, dass ich in Begleitung meines Zweitjüngsten (der gerade seinen 5. Geburtstag feierte, während der Rest der Familie krank daniederlag) und dank der Mithilfe freundlicher Herzen und Hände diesen Termin überhaupt wahrnehmen konnte, dessen Arbeit und Ertrag hier nicht mehr im Einzelnen wiederzugeben sind.

Statt dessen möchte ich kurz von den Reaktionen berichten, welche das Buch seither erfahren hat: Etliche Menschen erwarteten von Anfang an, dass die Kirche dagegen einschreiten würde. Das ist bis heute nicht passiert. Vielmehr zeigt sich – abgesehen von erster Ängstlichkeit und Vorsicht innerhalb der eigenen Diözese – doch eine stille und immer breiter werdende kirchliche Rezeption, vor allem in der Schweiz.⁵ Viele Menschen, und vor allem ältere Priester, die schon im Vorfeld sehr nachdrücklich dieses Buch einforderten, können bestätigen, dass hier etliche Fragen und Sorgen, die sie ein Leben lang umtrieben, von den biblischen Quellen her völlig neu und vielfach entlastend angegangen werden.

Indirekt hat das Buch mittlerweile auch ein zweites angeregt, nämlich jenes zur Weihe von Frauen am 29. Juni 2002, wozu ich ein biblisches Plädoyer beisteuerte.⁶ Denn das Unrecht, das Frauen in der Kirche in diesen Belangen immer noch zugefügt wird, ist durch den biblischen Befund überhaupt nicht gedeckt. Das hat seinerzeit schon die Päpstliche Bibelkommission eindeutig festgestellt. Und auch die traditionelle Begründung des Ausschlusses der Frauen vom Priestertum ist nicht gerade gentlemanlike. Denn unter dem Strich bleibt eigentlich immer nur übrig, dass es den Frauen an Verstand mangle, dieses verantwortungsvolle Amt zu übernehmen (was Besseres ist selbst dem großen Thomas von Aquin dazu nicht eingefallen, geschweige denn seinen Epigonen). Solch diskriminierende Konstrukte dürfen wahrlich nicht länger als unveränderliches „göttliches Recht“ ausgegeben werden, zu dessen Veränderung die Kirche nicht die Vollmacht habe, selbst wenn sie es wollte.⁷ Gott sei Dank lassen sich römisch-katholische Frauen von einem solchen Herrschaftsstil nicht länger beeindrucken. Da ist einiges unaufhaltbar in Gang gekommen.⁸

⁵ Dort erscheint z.B. gerade auf der Basis meines Eucharistiebuches ein ökumenischer Behelf für Eucharistiefiern in kleinen Gruppen.

⁶ In: Werner Ertel/Gisela Forster (Hg.), „Wir sind Priesterinnen“. Aus aktuellem Anlass: Die Weihe von Frauen 2002, Düsseldorf 2002, 124-154.

⁷ Vgl. Ingo Broer, Die Weisung Jesu und die Treue der Kirche am Beispiel der Frauenordination, in: P.T./Josef Pichler (Hg.), Kann die Bergpredigt Berge versetzen? Graz 2002, 47-68; wieder abgedruckt in Ertel/Forster, Priesterinnen 154-176.

⁸ Das letztgenannte Buch ist derzeit nur bei Buchhändlern, nicht über den Verlag greifbar (also weder bestellbar noch zu bewerben usw.). Der juristische Grund: Es geht um die Definition: Wer ist ein „katholischer“ Bischof? War es ein „katholischer“ Bischof, der die Frauen geweiht hat? Darüber möchte sich die Kirche das formelle Definitionsrecht wahren, ohne dies freilich gegen einen (ebenfalls katholischen) Verlag vor staatlichen Gerichten ausprozessieren zu müssen. Doch unabhängig von diesem strittigen Definitionsrecht ist seit der Alten Kirche gerade von Rom her immer wieder daran festgehalten worden, dass auch die Sakramente der Häretiker und Schismatiker *gültig* sind! Das ist auch der eigentliche Grund, wieso Rom so sehr von der Frauenweihe beunruhigt ist und dagegen mit allen erdenklichen und bedenklichen Mitteln vorzugehen sucht. An ihrer eigenen

Und was ebenfalls nicht länger so halten kann: Mehr als die Hälfte aller katholischen Gottesdienste wird weltweit von Laien gehalten, während die Zahl der Priester, zumindest bei uns, ständig weiter abnimmt und sich in den nächsten Jahren halbieren wird. Aber auch dort, wo noch Gottesdienste mit einem (nicht durch Raubbau ausgebeuteten) Priester möglich sind, ist immer die „volle und aktive Teilnahme des gesamten Gottesvolkes“ gefordert. Das hat schon das Konzil mehrfach festgestellt und eingefordert. Das muss auch verwirklicht werden, indem wirklich *alle* ihren Teil beitragen. Denn auch das traditionelle priesterliche Amt kann nicht jene Leerstellen auffüllen, welche eine passive Gemeinde offen lässt. Umgekehrt hebt auch das Fehlen eines Priesters das Recht und die Pflicht aller christlichen Gemeinden und Gemeinschaften zur Feier der Eucharistie nicht auf. Damit habe ich nicht jedes „fröhliche Essen“ schon zur Eucharistie erklärt, wie mir gelegentlich unterstellt wurde. Sondern gemeint (und geschrieben) ist: Gerade dort, wo die großen Kirchen versagen, dort kann und muss, allerdings nur unter den jesuanischen Vorgaben (siehe oben und vor allem im Buch), christliches Tun auch in dem scheinbar profanen Rahmen der Hauskirchen als heilbringend und sakramental verstanden und praktiziert werden. So gesehen hat die (offiziell möglichst vermiedene) Diskussion um die Sache eben erst angefangen.